

Tempora mutantur nos et mutamur in illis

Gedankensplitter über den Wandel im Leben und Arbeiten in der Stadt

Konjunkturschub, Kreativität, Wachstumsmodelle, Karrierechancen, etc., etc., alles Schlagworte, mit denen die Wende herbeigeredet werden soll. Bis jetzt noch ein Wunschdenken, das auf Umsetzung wartet.

I.

Dies alles vollzog sich in Mannheim, als 1720 – durch den Umzug des Kurfürsten Carl Philipp von Heidelberg nach Mannheim – die Stadt Residenz wurde. Die Bewohner erlebten einen ungeheueren Aufschwung. Das Land mag unter den finanziellen Lasten, die zu Gunsten des Schlossbaus und der Hofhaltung erhoben wurden, gestöhnt haben, aber die Stadt hat davon profitiert. Die meisten Mannheimer Familien standen in einem direkten oder indirekten Zusammenhang mit dem Hof. Arbeit für die Hofhaltung wurde die wichtigste „Nahrungsquelle“. Fast die ganze Stadt lebte davon. Die erhöhte Nachfrage vergrößerte das Angebot an Arbeitsplätzen und zog viele arbeitswillige Menschen an. Mit der wachsenden Einwohnerzahl stieg auch die Bautätigkeit und schuf weitere Arbeitsmöglichkeiten.

Der Hof benötigte Kutscher und Kammerdiener, Hofschmiede und Hofwagner. Die Zahl der „Hoflieferanten“ wuchs. Es tauchten plötzlich „Paruckenmacher“, Goldarbeiter, Strumpfwerber, Caffeesieder und „CitronenKrämer“ auf.

Die Nachfrage an differenzierten Berufen erhöhte sich weiter, sobald Carl Theodor die Regierung antrat (1743). Nun erschienen Geheimsekretäre, Registratoren, Kommerzien- und Regierungsräte. Mit ihnen nahm auch der Anspruch an Handel und Gewerbe zu. So fanden „Hofzuckerbäcker“ und „Galanterie-Krämer“ ihren Absatz. Zierliche Schuhe bot der „Frauenzimmerschuhemacher“ an, und eine Spitzenhändlerin lockte mit kunstvollen

Arbeiten zum Kauf. Am Hof wurden ein „Hofampelanzünder“ und ein „Matratzenverwalter“ angestellt. „Churfürstliche Cammerdiener“, „Domestiquen“ und „Laquayen“ bevölkerten die Stadt. Ein „Schwertfeger“ arbeitete ebenfalls im Schloss, – da Carl Theodor jedoch ein friedliebender Kurfürst war und jegliche Kriegführung verabscheute, wird er wohl eher mit dem Blankfegen, bzw. Polieren der Jagdwaffen und dem Schärfen der Küchenmesser beschäftigt gewesen sein –. Ein „Churfürstlicher Hünenropfer“ freute sich über seine Anstellung bei Hof, und der „Churfürstliche Hof- und Mundkoch“ hatte für die wohlschmeckende Zubereitung der Speisen zu sorgen.

Sobald die Grundbedürfnisse des Menschen befriedigt sind, richtet sich das Augenmerk auf die schönen und angenehmen Dinge des Lebens. Jetzt wurden „Juwelentaxatoren“ verpflichtet und in der Stadt eine „Gold- und Silbertratisfabrique“ gegründet. Ein „musicalischer Instrumentenmacher“ eröffnete sein Geschäft. Wer es sich leisten konnte, bestellte „Porte-chaiseträger“, das damalige Taxi, um trockenen Fußes an sein Ziel zu gelangen.

Wir sind geneigt, über die damaligen Berufsbezeichnungen zu schmunzeln, viele sind – oft sogar zusammen mit ihrer Tätigkeit – aus unserem Wortschatz verschwunden.

Doch wie sehen die heutigen Berufsangebote für junge Menschen aus? Schlagen Sie die Stellenangebote in der Zeitung auf! Da wird ein *Joint Managing Director*, ein *Senior Technical Consultant*, ein *Web-Application Specialist* gesucht. Als Einstieg für einen Studienabgänger wird eine Stelle als *Assistant-Brandmanager* angeboten. Sie wissen nicht, was das ist? – Kleine Hilfe: Ein *Facility Manager* ist ein Hausmeister! – Englische Titel klingen oft anspruchsvoller als sie eigentlich sind.

Bedrückend ist allerdings, wenn junge Leute mit jahrelang erworbenem Wissen und großem Bemühen bei Bewerbungen eine Absage nach der anderen erhalten. Hier wäre Innovation gefragt und ein „Carl Theodor“ mit Initiative.

II.

Einer, der sich zu Kurfürsts Zeiten um eine Anstellung in Mannheim bewarb und leider scheiterte, war Mozart. Es war allerdings weniger die Attraktivität des Hofes als vielmehr das Hoforchester, das Mozart anzog.

Unter der Leitung des ursprünglich unbekanntem Musikers Johann Wenzel Anton Stamitz aus Böhmen, den Carl Theodor schon als Kurprinz 1741 nach Mannheim verpflichtete, entstand aus dem Hoforchester in etwa zehn Jahren ein Klangkörper mit europäischem Ruf.

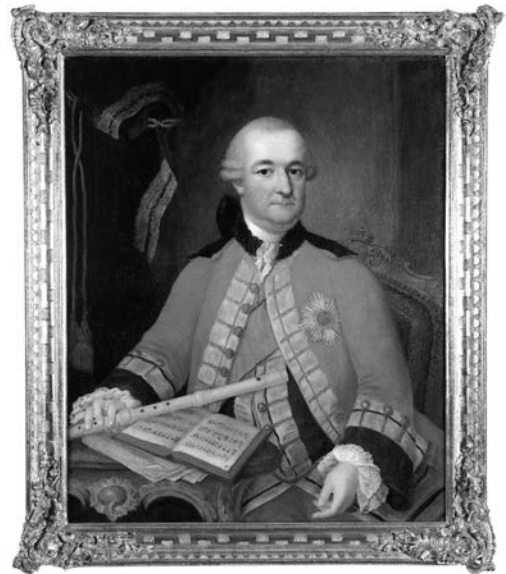
Zunächst legte Stamitz größten Wert auf Präzision im Zusammenspiel. Alsdann fügte er die klassische Kammermusik, bestehend aus Streichern und Spinett, mit der als „Blechmusik“ bezeichneten Militärmusik zu *einem* Orchester zusammen. Außerdem brachte er in die Gleichförmigkeit des Taktes das An- und Abschwellen des Klanges: piano – forte – piano, was in die Musikgeschichte als „Mannheimer Seufzer“ einging. Diese Klangfolge ist die bekannteste unter den „Manieren“, die die neue „Mannheimer Orchestersprache“ hervorbrachte. Mit der Mischung von Streichern und Bläsern schuf Stamitz die Grundlage zur Symphonie. Die Dynamik der „Mannheimer Schule“ wurde damals als revolutionär empfunden.

Mozart spielte zwar dem Kurfürsten vor und erhielt an Stelle des heiß begehrten Bargeldes wieder einmal eine Taschenuhr. Auch erteilte er den kurfürstlichen Kindern der Gräfin Heydeck Musikunterricht, was für ihn aber unbefriedigend war und ihn bereits nach insgesamt 176 Tagen zur Weiterreise bewog.

Musik begeisterte Laien gründeten nach dem Wegzug des Hofes nach München ein Liebhaberorchester, das Mozart in einem Brief an seinen Vater als „académie des amateurs“ bezeichnete. Das erste Liebhaberkonzert fand am 20. November 1778 statt. Ab 1807 führte das Orchester den Namen „Hofmusikakade-

mie“. Seit 1921 nennt sich das Orchester und seine Freunde „Stamitzgemeinde“, die sich bis heute der Barockmusik der „Mannheimer Schule“ verpflichtet fühlt; auch das Kurpfälzische Kammerorchester nimmt für sich in Anspruch, Nachfolger des Hoforchesters Carl Theodors zu sein, denn es widmet sein Spiel dem Erhalt der Barockmusik.

Es sieht so aus, als ob Mannheim im Begriff ist, wieder Musikgeschichte zu schreiben. Vor ein paar Jahren hat sich eine neue Musikrichtung aus der Musikhochschule ausgeklüfft und ein eigenes Gebäude bezogen: die „Pop-



Kurfürst Carl Theodor mit Traversflöte. Kopie nach Johann H. Tischbein d.Ä. aus dem Atelier von H. C. Brandt, um 1770. Reiss-Museum Mannheim, Photo: Jean Christen

akademie“ war gegründet. Sie weckte sogar die Neugierde des Bundespräsidenten Horst Köhler, der bei seinem Aufenthalt in Mannheim 2004 der Popakademie einen Besuch abstattete und sich bei den Vorführungen begeistert zeigte.

Das Spektrum reicht von Blues, Jazz, Soul, Mainstream über Hip-Hop, Funk und Rap bis Hardcore. Es sind die ganz zeitgenössischen Töne dort zu finden. In guter Mannheimer Tradition wird die Kreativität junger Musiker angeregt, und experimentierfreudigen Individualisten werden Möglichkeiten geboten. Vor-

urteile gegen das Popstudium werden wahrscheinlich mit der Zeit ausgeräumt. Das Studium birgt jedenfalls Entwicklungspotential. Jede Zeit hat ihre Ausdrucksform und hält ihre Überraschungen bereit.

Daneben gibt es immer noch die *Musikschule* und das Jugendsinfonie-Orchester Mannheim (JSOM) mit Spielern im Alter zwischen 11 und 24 Jahren, das häufig auf Konzertreisen geht bis hin nach Tokio.

Außerdem existiert die Mannheimer Bläserphilharmonie mit Bläsern zwischen 13 und 35, deren künstlerischer und organisatorischer Wegbereiter Stefan Fritzen 2005 mit der Schülerplakette ausgezeichnet wurde und mit seiner *Mannheim Wind Academy* auf vielen Auslandsreisen Preise einheimste. Sein Nachfolger Peter Vierneisel setzt diese Tradition fort.

Da das musikalische Angebot in der Stadt vielfältig ist und vom klassischen bis zum zeitgenössischen Konzert und Kammerkonzert, über Opern und Musicals, Rock, Pop und Jazz, etc. reicht, kann jeder – je nach Geschmack und Vorliebe – das für ihn Passende aussuchen, und wenn er genügend Zeit und Lust hat, sich von einem Event ins andere stürzen.

III.

Ja, Mannheim und sein Schloss zeigten in kurfürstlichen Zeiten ein buntes, betriebsames Leben. Da gab es das Militär in seinen farbenfreudigen Uniformen, die vielen Bediensteten in der ihrer Arbeit entsprechenden Kleidung und daneben die Bürger in standesgemäßer Aufmachung.

Heute herrscht im Mannheimer Schloss auch rege Betriebsamkeit. Die Farbenpracht der einstigen Kleidung ist allerdings einem zweckmäßigen Blau in verschiedenen Schattierungen gewichen: Jeans beherrschen das Bild, ein geradezu uniformes Outfit, das bei festlichen Anlässen zu Schwarz mutiert. Die meisten Kleidungsstücke werden heute nicht mehr vor Ort, nicht einmal mehr im eigenen Land hergestellt, sondern aus der ganzen Welt bezogen.

Das Schloss ist glücklicherweise kein steriler Museumsbau geworden, sondern mit

Leben erfüllt. Seit 1955 eröffnete die Universität dort ihre Studiengänge. Der Schlossbau hat eine wunderbare und nützliche Verwendung gefunden, und die Studenten fühlen sich wohl in den Resten der barocken Umgebung und unter den Blicken der Musen, die in Stuck von der Decke herab lächeln. Viele Räume sind mit aufwändiger Elektronik und modernster Vortragstechnik ausgestattet. Die Schlossuniversität hat einen hervorragenden Ruf errungen und erbringt Spitzenleistungen besonders in den Fächern Betriebs- und Volkswirtschaftslehre, sowie Sozialwissenschaften. Zufall oder Absicht? – Es ist sicher im Sinne der Gründungsväter, die als Mannheimer Kaufleute mit Initiative des Oberbürgermeisters Otto Beck bereits vor 100 Jahren für einen gebildeten Nachwuchs sorgen wollten und daher die Handelshochschule in der Art einer Abendakademie ins Leben riefen. Sowohl die Dozenten wie die Studierenden gingen tagsüber ihrer regulären beruflichen Tätigkeit nach. Sie begnügten sich allerdings schon damals nicht nur damit, kaufmännisches Fachwissen zu vermitteln, sondern engagierten Wissenschaftler, die darüber hinaus in vielen Vorlesungen zur Allgemeinbildung beitrugen, um das Weltbild der jungen Kaufleute zu erweitern. Die Gründung war eine Leistung des Bürgertums. Finanziert wurde die Handelshochschule durch Stiftungen der Stadt Mannheim, sowie der Familie Lanz.

IV.

Erstrebte ein junger Mann im 17. Jahrhundert eine Stelle bei der Stadtverwaltung, kamen einige Hürden auf ihn zu. Bei der Vergabe städtischer Ämter – wie z. B. Schatzungserheber, Rentmeister, Rhein- und Neckartorschreiber, Holzverwalter, Proviantmeister, Zollschreiber, Beseher und Nachgänger, alles Berufe, die eine Einnahme für die Stadt oder den Kurfürsten einzutreiben und zu verwalten hatten, – sicherte sich die Verwaltung ab. Die Bewerber mussten Kautionen in einer Höhe stellen, die sie in den meisten Fällen als Hypothek auf Haus- und Grundbesitz aufzunehmen gezwungen waren.

Was hielten Sie davon, eine solch persönliche Haftung bei unseren Stadt-, bzw.



Der Sackträger. Plastik von Gerd Dehof, 1982. Mannheim, Jungbusch.

Staatsoberhäuptern und Politikern wieder einzuführen? Der Umgang mit den Steuergeldern würde sicher mit größerem Verantwortungsbewusstsein gehandhabt werden und manche – nach Bürgerbeurteilung – unnötige Ausgabe würde dann sicher unterbleiben. Es wäre nur der Straftatbestand der Amtsuntreue einzuführen, dann könnte der fahrlässige Umgang mit Steuergeldern verfolgt und die Verantwortlichen regresspflichtig gemacht werden (Präsident des Bundes der Steuerzahler Karl Däke im MM vom 3. 9. 2005).

Auch müsste mit dem Bestand an öffentlichen Bauten und Brücken pfleglicher umgegangen werden. Meistens werden notwendige Instandhaltungsmaßnahmen auf die lange Bank geschoben, bis kostspielige General-sanierungen erforderlich werden, die so den Etat übersteigen, dass lieber zu Abriss und damit zur Vernichtung gegriffen wird.

Hier hat der Verein zur Erhaltung des Stadtbildes schon viel Gutes bewirkt wie z. B.

die Restaurierung der Brunnen am Wasserturm oder die Bürgerinteressengemeinschaft Lindenhof die Versetzung der Lanzkapelle etc. (siehe dazu Badische Heimat 2003, Heft 3). Es ist sehr löblich, dass so etwas durch private Initiative und Spenden bewerkstelligt und ermöglicht wird. Dass allerdings von allen Institutionen sogar mit Aufforderung der Stadtverwaltung Mäzene und Sponsoren angebettelt werden, ist vielleicht dringende Notwendigkeit, zeigt jedoch auch, wie unsensibel und nachlässig mit öffentlichem Eigentum umgegangen wird.

V.

Zur Erlangung eines angesehenen Berufs bedurfte es schon immer einer Anstrengung.

Im 17. Jahrhundert geschah – wie uns die Ratsprotokolle berichten – bereits die Annahme eines Lehrlings vor der Ratsversammlung. Anwesend waren der Lehrbub, dessen Vater und der künftige Meister. Ab und zu notierte der Ratschreiber das Alter des angehenden Lehrlings, und wir staunen, 11 Jahre genannt zu bekommen. Der Junge musste sein gewohntes Zuhause verlassen; der Meister verpflichtete sich, außer seiner Lehrtätigkeit ihn „sauber zu halten“. Dafür musste der Vater das „Lehrgeld“ zahlen.

Heute ist das Zahlungsverhältnis umgekehrt. Seit Ende des 2. Weltkriegs wurden nach und nach Ausbildungsvergütungen auf Empfehlung der Handwerkskammern bezahlt. In vielen Familien fehlten damals die Väter, sie waren gefallen oder befanden sich noch in Kriegsgefangenschaft. So wurden Mütter unterstützt, deren Söhne andernfalls ohne Ausbildung geblieben wären. Erst danach wurden Tarifverträge zwischen den Innungen und den Gewerkschaften abgeschlossen, die bis heute je nach Beruf und sogar je nach Land verschieden ausfallen. Wegbereiter hierzu waren IG Metall und die Bauwirtschaft. Nun erhalten Auszubildende eine nach Monaten berechnete „angemessene Vergütung“. Angehende Azubis erkundigen sich sehr genau über die Höhe des ihnen „zustehenden Lohnes“.

Die Redewendungen „lass dir dein Lehrgeld zurückgeben“, wenn einer versagt hat, oder

„Lehrgeld zahlen müssen“, wenn sich der Erfolg erst nach vorangegangenen Misserfolgen einstellt, sind damit ad absurdum geführt, werden häufig nicht mehr verstanden und sind bereits am Verschwinden.

Zurück zu den Lehrbuben im 17. Jahrhundert. Auch die Beendigung der Lehrzeit, die „Freisprechung“, wurde im Rathaus in Anwesenheit des Meisters und zweier Zeugen vollzogen. Wollte einer gar Meister werden, musste er sein Meisterstück den Ratsherren vorlegen, wobei zwei Meister seines Faches das Werk begutachteten. So hatte z. B. ein Schlosser zwei Pistolen gefertigt oder ein anderer ein Schrankschloss. Von einem Schreiner wurde nicht nur ein exakt ausgearbeitetes Modell sondern auch der maßgerechte Entwurf, der „Riss“, verlangt. Die Anerkennung als Meister war damals mit dem Nachweis von Hausbesitz verbunden. Er musste ja bei der Einstellung von Lehrlingen diese in seinem Hause unterbringen können. Natürlich mussten Prüfungsgebühren an die Stadtkasse und den Meistern „Beschaukosten“ bezahlt werden. Dass anschließend an die Prüfung den anwesenden Ratsherren und Meistern eine „Ergötzlichkeit“ zusammen mit einer Flasche Wein spendiert wurde, war gang und gäbe. – Heute: Bestechung?

In unserer Zeit wird in vielen handwerklichen Berufszweigen keine Meisterprüfung mehr verlangt oder diese in Frage gestellt. Meister und Geselle sind somit gleichgestellt. Wagners Meistersinger würden den Kopf schütteln. „Meister“ sind nur noch in den Berufszweigen erforderlich, in denen „Haftung“ zu Vermögensschäden führt.

Die Handwerkskammer hat sich immer für qualifizierte Ausbildung eingesetzt und damit den Kunden eine Qualitätsgarantie übermittelt. Als die Amerikaner 1948 die schrankenlose Gewerbefreiheit einführen wollten, kam es zu Protestkundgebungen. In der einmütig gefassten Entschließung des Präsidenten der Arbeitsgemeinschaft der Württemberg- Badischen Handwerkskammern Kopp und des Präsidenten der Mannheimer Handwerkskammer Sieber mit Ministerpräsident Dr. Reinhold Maier und Wirtschaftsminister Dr. h.c. Veit wird betont, „dass der nach heißen, jahrelangen Kämpfen errungene

„Große Befähigungsnachweis‘ im Handwerk unter allen Umständen erhalten bleibt“.

Es scheint, als wurde jetzt durch politischen Willen etwas beseitigt, an dessen Existenz viele Bürger Interesse hatten und haben. Die Zukunft wird zeigen, ob dieser Weg der richtige war.

In früheren Zeiten war das Wort „Knecht“ die übliche Bezeichnung für den gelernten Handwerker. So gab es Schuhmacherknechte und Bauknechte, Bäcker- und Metzgerknechte, etc.; „Schiffsknecht“ war der Name für den heutigen Matrosen. Der „Stadtknecht“ war zur kurfürstlichen Zeit ein angesehener Beamter der Stadtverwaltung, von dem bei der Einstellung mindestens zwei Sprachen – neben Deutsch bevorzugt Französisch – verlangt wurden, wie aus einer Stellenausschreibung im Ratsprotokoll vom 18. Februar 1662 hervorgeht. Seine Uniform wurde im Ratsprotokoll 1666 detailliert festgelegt: „... Rock, Hose, Strümpfe von rotem Tuch und blauer Fütterung, dazu blaue, weiße und rote Knöpfe“. Bei seiner Anstellung wurde er „in handtreuliche Pflicht“ genommen.

Wir sehen diese Uniformen „ohne uns dessen bewusst zu sein“ mit kleinen Farbvariationen bei den Garden der Mannheimer Karnevalsvereine, insbesondere bei der „Ranzengarde“.

Auch der „Diener“ war damals und noch bis etwa 1900 eine Persönlichkeit, von der insbesondere Treue und Diskretion erwartet wurde. Doch wer will heute noch einem anderen dienen oder gar dessen Knecht sein. Das Wort „Diener“ steckt noch in „Bedienung“, wobei es zur missbräuchlich ausgeübten „Selbstbedienung“ entartet, wie sie von manchen Politikern und Managern praktiziert wird.

VI.

Das Leben in Mannheim, an Rhein und Neckar gelegen, wurde natürlich weitgehend durch die Wasserstraßen bestimmt. Bereits im Dorf Mannheim waren Fischer und Schiffer zu Hause. Seit der Stadtgründung standen an erster Stelle die Großtransporte von Holz, häufig als Floß im Schwarzwald oder Odenwald zusammengestellt und stromabwärts

geschickt. Ebenso wurden Steine und Kies für die Bautätigkeit der aufblühenden Stadt benötigt. Auch Brennholz wurde auf dem Wasserweg angeliefert.

Die Durchreise verlief – abgesehen von den Tücken des Hoch- und Niedrigwassers – nicht immer glatt, da an vielen Stellen Passiergelder verlangt wurden. Auch die Kurfürsten und ihre Vorgänger die Pfalzgrafen hatten mit ihren bei Mannheim gelegenen Zollstellen Rheinhausen und Eichelsheim schon immer kräftig abgesehen. Doch 1743 beschwerten sich die „Schiffsleuthe und Flötzer“ beim Stadtrat über die Maßnahmen an der französischen Schiffsbrücke bei Ladenburg, da die „dort bestellten Knechte mit den Durchlassgeldern allzu hart“ verfahren.

Aber die Schiffer und Flößer brachten auf ihrer Talfahrt nach Mannheim mit der Zeit noch andere Waren mit. So entdeckte der Visitor Ferch, dass „Fremde, sowohl Christen wie Juden und französische Marquetender“ vor den Toren der Stadt preiswert ein- und verkauften. Es wurden Fleisch, Wildbrett, Geflügel, Erbsen, Spargel und frische Butter gehandelt. Diesem fröhlichen Geschäftstreiben versuchte der Rat zunächst Einhalt zu gebieten, aber wahrscheinlich erfolglos, denn bald wurde das Anlegen der „Marktschiffe“ zur Regel.

Auch in unserer Zeit hat sich ein lebhaftes Einkaufsgeschehen außerhalb der City entwickelt. Besonders die kleineren Einzelhandelsgeschäfte in der Innenstadt beklagen die Konkurrenz auf der sogenannten „Grünen Wiese“. Allerdings freuen sich die Autofahrenden Käufer über das reichhaltige, alle Sparten abdeckende Kaufangebot und die großzügigen und kostenlosen Parkmöglichkeiten zum günstigen Be- und Entladen.

Die Dummen bei dieser Entwicklung sind außer den Einzelhändlern Ältere und Nicht-Autofahrer, die auf kurze Wege in der Nachbarschaft angewiesen sind, nicht zuletzt aber die Stadt selbst, der zuverlässige Steuereinnahmen verloren gehen und schlimmstenfalls eine Verödung der Innenstadt droht. Dagegen kann nur eine Qualitätsoffensive seitens der Stadt und der Einzelhändler helfen. Der von der Stadt Mannheim beschriftete Weg, den öffentlichen Straßenverkehr attraktiver zu machen, d. h., Sanierung der Straßen, Einsatz

zusätzlicher Busse und Bahnen, Verbesserung des Stadtbildes, z. B. Erweiterung des Kongresszentrums Rosengarten, Bau des neuen „Weltstadthauses“ Peek und Cloppenburg, attraktive Veranstaltungen in der SAP Arena etc. – dürfte in die richtige Richtung weisen.

Aber zurück zum Hafengebiet, das mit den steigenden Bevölkerungszahlen und Bedürfnissen weiter wuchs. Truppentransporte fanden bereits per Schiff statt, und berühmte Reisende wie Goethe, Lord Byron und William Turner, der bekannte englische Maler, haben uns ihre Erfahrungen einer Rheinfahrt in Wort und Bild überliefert.

Doch wie mühselig war die Schifffahrt flussaufwärts. Am Ufer entlang verliefen die Treidelpfade, auf denen die Schiffszieher, die sogenannten „Karcher“, ihre ganze Körperkraft einsetzen mussten, oder die „Halfterer“, die rücksichtslos mit der Peitsche auf ihre Pferde einschlugen, damit die schwere Fracht sich vorwärts bewegte.

Welch ein Glück, als mit der Erfindung des Dampfschiffs die Schinderei des Treidelns ihr Ende fand. Am 18. September 1825 legte erstmals ein Dampfschiff in Mannheim an. Ab 1827 begannen regelmäßige Dampferfahrten auf dem Rhein. Und welch eine Zeitersparnis! Wenn ein Treidelschiff von den Niederlanden bis Mannheim fünf Wochen brauchte, verringerte sich die Bergfahrt mit dem Dampfschiff auf eine Woche.

Aber die damaligen Schiffszieher sahen das ganz anders. Die Maschine wurde als Feind des Menschen betrachtet, die ihm die Arbeit und damit den Verdienst wegnahm. Die verlorene Beschäftigung versetzte die Menschen in Rage. Sie reagierten genau so wie die Weber in Schlesien, die glaubten mit der Zerstörung des mechanischen Webstuhls ihr Problem lösen zu können. Die frühen Dampfschiffe kamen in jener Zeit von den Niederlanden nur unter militärischem Schutz unbeschädigt in Mannheim an.

Mannheim entwickelte sich zum wichtigen Umschlagplatz und damit entstanden neue Berufe. Jetzt brauchte man den Hafenmeister, Schleusenwart, Waagmeister, Kranführer, Verwalter und natürlich auch eine Hafengewache.

1840 weihte Großherzog Leopold das erste Hafenbecken ein, was den erneuten Auf-

schwung der Stadt einleitete. Großherzog Friedrich kam 1875 und nochmals 1907 zur Einweihung weiterer Hafen- und Handelsvergrößerungen nach Mannheim. Mit der gleichzeitigen Erfindung der Eisenbahn konnten die mit dem Schiff ankommenden Güter auf die Schiene umgeladen und weitertransportiert werden. Es herrschte ein wuseliges Treiben, wenn ein Schiff einlief. Lastenträger wurden angeworben. Aber die Hafendarbeiter waren Tagelöhner, d. h., an Sonn- und Feiertagen gab es kein Geld. Wehe, wenn einer krank wurde oder sich verletzte! Lohnfortzahlung war damals noch eine Utopie.

Spazieren wir heute durch das Hafengebiet, ist nichts mehr von der geschäftigen Betriebsamkeit zu sehen. Kaum bewegt sich ein Auto den Fahrstraßen entlang, selten begegnet man einem Fußgänger. Ab und zu kreischt eine Möwe. Krane und Kranbrücken haben die Schwerarbeit der Lastenträger übernommen. Sie bestimmen das Bild im Hafen und hieven fast lautlos Schwergewichte aus den Schiffsbäuchen. Ein einzelner Mann steuert die Bewegung. Bei dieser Ruhe ist es fast nicht zu glauben, dass der heutige Industrie- und Handelshafen einen jährlichen Güterumschlag von ungefähr acht Millionen Tonnen verzeichnen kann und in Spitzenzeiten wie 1970 und 1976 sogar auf über zehn Millionen Tonnen kam. Das Containergeschäft ist die praktische Form des Warentransports. Der einfache Container hat den Handel revolutioniert und die Globalisierung auf den Weg gebracht. 2004 konnten 100 000 Container eingesetzt werden, um die Warenströme von Schiene und Straße auf die Wasserwege zu leiten oder umgekehrt.

Hierdurch ist die Hafengesellschaft ein zuverlässiger Großsteuerzahler für das Land Baden-Württemberg, im „Mannheimer Morgen“ vom 18. Juli 2005 als „Perle“ unter den Landesbetrieben bezeichnet.

Zur Erinnerung wurde dem einstigen Sackträger 1982 ein Denkmal gesetzt. – Die körperliche Plackerei hat ein Ende gefunden, Arbeit findet auf einer anderen Ebene statt.

VII.

Wenn auf einer seiner Reisen Goethe die Stadt Mannheim als „reinlich und sauber“

bezeichnete, war dies wohl der regelmäßigen Arbeit der „Gassensäuberung“ zu verdanken und dem „Kerchel“, das in Handbetrieb in den Straßen für Sauberkeit sorgte. Dafür mussten die Anwohner „Gassenkerchelselder“ bezahlen. Jede Arbeit hat ihren Preis! Als die kurfürstlichen Angestellten meinten, sich davor drücken zu können, wurde ihnen klargemacht, dass auch sie „ohne Ausnahme Gassensäuberungsgebühr“ zu entrichten haben, widrigenfalls man ihnen den Beitrag von ihrer Besoldung abziehe.

Als im 19. Jahrhundert die Stadt erneut gegen die Verschmutzung kämpfte, und insbesondere die Hunde wegen ihrer Hinterlassenschaften angeprangert wurden, kam ein Witzbold unter den Konditoren auf eine ausgefallene Idee: Er schuf einen delikaten Teig mit fein abgestimmter Gewürzmischung, drehte ihn zu kleinen Häufchen und überzog das Ganze mit Schokolade. – Hm, fein! Der „Mannheimer Dreck“ war geboren und ist bis heute eine geschätzte und weit über Mannheim hinaus bekannte Spezialität.

Heute – bei einer Einwohnerzahl von über 325 000 Personen – wäre das damalige Kerchel völlig überfordert. Große Spezialfahrzeuge verkehren in der Stadt und entsorgen in regelmäßigem Rhythmus mit einem Heer von Müllwerkern den Abfall. Sie holen Abfalltonnen bis 240 Liter aus den Verschlägen und wuchten mit Rollen bestückte 1100-Liter-Großcontainer auf die Straße, damit das Müllfahrzeug keine längeren Verkehrsbehinderungen verursacht. Die Bevölkerung sammelt und trennt gewissenhaft alle Rückstände, die am Ende des Kreislaufes gemeinsam die „thermische Wiederverwertung“ antreten. Doch die Probleme der Verschmutzung der Straßen sind die gleichen geblieben und haben sich durch die angewachsene Bevölkerung und die oberflächliche Haltung und mangelhafte Erziehung vieler eher noch verstärkt.

Um das Stadtbild zu verbessern und auch Besuchern und Gästen einen positiven Eindruck zu vermitteln, hat einer unserer Bürgermeister einen ganzen Bußgeldkatalog aufgestellt mit Gebühren für weggeworfene Zigarettenkippen, Papier- und Essensreste, nicht-beseitigte Hundehaufen, etc., etc. Das Bewusstsein für Sauberkeit sollte geschärft

und das Erscheinungsbild der Stadt verbessert werden. Konsequenterweise durchgeführt wurde die Maßnahme nie. Folglich ...!

Können Sie sich bei solchen Abfallmengen eine Großstadt vorstellen, in der sieben Wochen lang der Müll nicht abgeholt wird? So geschehen im Februar/März 2006!

Verwunderlicherweise probten schon 1743 die Müllwerker – damals Kärcher genannt – Willich, Dalckner und Reuschenbach den Streik, um höhere Löhne durchzusetzen. Kurzerhand vergab der Stadtrat die Arbeit in anderweitige „admodiation“ (Admodiator=Pächter), womit der Fall erledigt war.

VIII.

Unser Wissen über die Menschen in der Stadt und ihre Tätigkeiten in der Vergangenheit verdanken wir weitgehend dem Ratschreiber, der das gesamte Schreibwesen des Stadtrats besorgte und auch die Protokolle beim Stadtgericht fertigte.

Seine Arbeit bestand darin, alle Sitzungsergebnisse als Beweisstück mit Feder und Tinte schriftlich festzuhalten, auf das die damaligen Bürgermeister und Ratsverwandten (= Stadträte) jederzeit zurückgreifen und Bezug nehmen konnten.

Der Ratschreiber war ein rechtskundiger Beamter und genoss hohes Ansehen.

Zu seiner Hilfe hatte er „Unterschreiber“. Auf eine solche Stelle bewarb sich 1743 der Amanuensis (Schreibgehilfe, Sekretär, a manu = von Hand) Philipp Meder „in submissistem Supplizieren, demüthigstem Vorstellen und fußfälligem bitten als Stattratsscribent“. Trotz der hervorragenden Beurteilung, „dass er vorzüglich anderen zu gebrauchen gewesen“, erfährt er eine Ablehnung.

Heute sind Bewerbungen – Gott sei Dank – nicht mehr von solcher Unterwürfigkeit geprägt. Die große Enttäuschung und Betroffenheit bei einer Ablehnung dürfte jedoch bei allen Arbeitssuchenden zu allen Zeiten gleich deprimierend sein.

Obwohl der Erfinder des Fahrrades, Freiherr Drais von Sauerbronn, bereits 1832 eine Schreibmaschine erfunden hatte, auch Franzosen, Italiener und Engländer sich mit solchen Konstruktionen beschäftigten, und der

amerikanische Waffen-, Landmaschinen- und Nähmaschinenhersteller Remington bereits seit 1873 Schreibmaschinen fabrikmäßig herstellte, hat die Mannheimer Stadtverwaltung bis 1930 an ihrem Ratschreiber festgehalten. Erst ab 1931 liegen die Ratsprotokolle maschinengeschrieben vor.

Das großformatige, voluminöse Erscheinungsbild der handschriftlichen Protokolle wurde dadurch augenfällig reduziert.

Eine große Anzahl von Damen mit Stenogrammblock und später mit Diktiergerät hielt Einzug in die Büros von Verwaltungen, Betrieben und Banken. Doch auch diese Arbeit hat ihr Ende gefunden. Der Computer hat das Heer der Schreibkräfte verdrängt. Andere Qualifikationen sind gefragt. Wer nicht in der Lage ist, sich umzustellen und dazu zu lernen, steht auf der Straße.

Früher erlernte man einen *Beruf*, um ihn möglichst ein Leben lang auszuüben, weil man sich berufen fühlte und dadurch *Freude* erlebte.

Heute wird ein *Job* gesucht, der *Spaß* machen soll. Der sprachliche Ausdruck beschreibt und ist verräterisch. Veränderung ist damit bereits vorprogrammiert. Allerdings gehen Mobilität und Anpassung an neue Erfordernisse auf Kosten der Sicherheit. Die Gesetze zum Schutze der Arbeitnehmer sind im Laufe des 20. Jahrhunderts stetig verbessert worden. Auch dies scheint sich nun wieder zu ändern.

Wandel ist schmerzlich; er ist mit Abschied vom Gewohnten verbunden, mit Unsicherheit und Sorgen, aber auch mit Hoffnung auf die Zukunft, auf Neues. Panik ist nicht die Lösung, Mut und Gestaltungswille setzen neue Kräfte frei.

Es ist schon viel Wasser den Rhein hinunter geflossen, oder mit Heraklit:

„Alles ist im Fluss“.

Quellen u. Literatur

Ratsprotokolle beim Stadtarchiv Mannheim ab 1661.

Friedrich Walter: „Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart“, Bd. 1 u. 2.

„Geschichte Mannheims, vom Übergang an Baden (1802) bis zur Gründung des Reiches“.

Johann Wolfgang v. Goethe: Hermann und Dorothea, Abschnitt „Die Bürger“.

Eugen Haberkorn u. Joseph Friedrich Wallach: Hilfs-
wörterbuch für Historiker, Mittelalter und Neuzeit.

Eike Pies: Zünftige und andere alte Berufe.

Rudi Palla: Lexikon der untergegangenen Berufe.

Handwerkskammer Mannheim: 100 Jahre Handwerks-
kammer Mannheim im Dienste des Handwerks: Tradi-
tion – Innovation – Vision.

Hanspeter Rings: Mannheim auf Kurs, Hafen- und
Schiffahrtsgeschichte der Stadt an Rhein und Neckar.

Caffee, Capern und Corinthen – Mannheimer Hafен-
leben, Mitte des 19. Jahrhunderts.

Brigitte Höft, Liselotte Homering: „Mannheimer
Schule“ Sachtel 5 in „Die Musik in Geschichte und
Gegenwart“, Allgemeine Enzyklopädie der Musik
begründet von Friedrich Blume.

Ludwig Finscher: Mannheimer Hofkapelle im Zeitalter
Carl Theodors.

Mozart und Mannheim, Kongreßbericht Mannheim
1991.

Roland Würtz: Mannheimer Mozart-Buch, im Auftrag
der Mozart-Gesellschaft Mannheim.

Joachim E. Berendt: Das große Jazzbuch, von New
Orleans bis Salsa und JazzRock.

Rektor Prof. Dr. Eduard Gaugler: Die Universität
Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart.

Andreas Pfeiff: Die Handelshochschule Mannheim
zwischen Kaiserreich, Republik und Diktatur. Diplom-
arbeit vom 31. III. 2004.

Duden Taschenbücher: Redensarten.

Wahrig: Deutsches Wörterbuch.

Bertelsmann: Lexikothek.

Mannheimer Morgen,
Frankfurter Allgemeine Zeitung,
Die Zeit,
Newsweek, 17. April 2006: Christian Caryl: The Box Is
King.

Für Hinweise bedanke ich mich bei Frau Dipl. Ing.
Susanne Back, Bauassessorin und Herrn Walter Wor-
zelberger, früher Handwerkskammer.



Anschrift der Autorin:
Line Huber
Dilsberger Straße 4
68259 Mannheim